über 170 israelische, palästinensische und beiderseitige Friedensinitiativen organisiert, die immerhin hunderttausende von Aktivist*innen umfassen. Wir wissen viel zu wenig darüber.
Das Buch bringt hier Licht ins Dunkel. Es ist wichtig, um die Chancen auf eine Versöhnung im Palästina-Konflikt diesseits der gewaltfixierten Führungen auszuloten. Aber es wirft auch ein beunruhigendes Schlaglicht auf unseren eigenen Staat. Den israelischen Friedensorganisationen »New Profile« und »Zochrot«, die im Band berücksichtigt werden, hat die Bundesregierung im Juni 2024 [noch zur Zeit der Ampelkoalition!] die Unterstützung entzogen und sie damit in existenzielle Not gebracht – weil sie der »bedingungslos« zu unterstützenden Netanjahu-Regierung ein Dorn im Auge sind. »Wieder einmal«, resümiert eine bei »New Profile« engagierte Aktivistin, »steht Deutschland auf der falschen Seite der Geschichte«. Und die Jüdin Nowoshenowa formuliert bei einer Rede: »Wir sind es leid, dass deutsche Politiker*innen unsere Identität benutzen, um Hass gegen Palästinenser*innen, Araber*innen, Muslime und Geflüchtete zu verbreiten.« [93f.]
Ja, es ist beschämend; aber wie im Nahen Osten selbst stellt sich auch in Deutschland die Frage, ob dies das letzte Wort der Geschichte sein muss, ob nicht doch noch die Menschenrechte eine Chance bekommen. Das Bächlein, das dafür zum Strom werden müsste, murmelt bereits. Dies ist die mutmachende Botschaft dieses Buchs.

---

**Kastner, Jens**, *Internationalismus. Kleine Geschichte einer großen Idee*, Unrast, Münster 2025 [br., 109 S., 9,80 €]

**Rezensiert von** Dr. phil. habil. Peter Jehle, Rezensionsredakteur Sprache und Literatur, Autor von: *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat*, Argument Verlag 1996.

Die Geschichte des Internationalismus stellt sich als eine Geschichte von Spaltungen, Niederlagen und ungelösten Widersprüchen dar. Seit seinen Anfängen mit der Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation [IAA] 1864 bis in die jüngste Gegenwart, als »Teile der antiimperialistischen Linken den Terror [der Hamas] ausdrücklich begrüßten und als ›Widerstand‹ gegen eine Kolonialmacht klassifizierten« [9], ist der Internationalismus gleichwohl ein »Grundpfeiler« [10] aller linken Politik, ein Anspruch, den es »aufrecht zu erhalten und mit Leben zu füllen« gilt [11]. Die Abfolge von in organisatorische Form gebrachten »Internationalen«, die sich periodisch neu gründeten, zeigt, dass dieser Anspruch lebendig blieb. Da »die Emanzipation der Arbeiterklasse weder eine lokale noch eine nationale, sondern eine soziale Aufgabe ist, welche alle Länder umfasst, in denen die moderne Gesellschaft besteht«, wie es in den von Marx verfassten »Provisorischen Statuten« der IAA heißt [MEW 16, 14], ist die Internationale ausdrücklich »internationalistisch« [11]. Sie ist nicht nur in vielen Ländern präsent, sondern orientiert auf die Abschaffung der »nationalstaatlichen Geometrie«, wie die für eine »feministische Internationale« eintretende argentinische Feministin Verónica Gago schreibt [15] – eine Geometrie, die die von den verschiedensten Akteuren – nicht nur den »Proletariern aller Länder« - getragenen Anstrengungen zur Vereinigung freilich immer wieder untergräbt. Die Zustimmung zu den Kriegskrediten 1914 durch die deutsche Sozialdemokratie, mit der sie »politisch abgedankt« hat [Luxemburg,

28), illustriert den entsetzlichen Erfolg dieses unaufhörlich wirksamen Zersetzungsprozesses. Es ist ein Verdienst dieser Einführung, dass sie die Kräfte, die an der »Vereinigung der menschlichen Gattung« arbeiten (Gramsci, H. 11, §17, 1412), zugleich als diejenigen zeigt, in denen sich die Gegenkräfte geltend machen. Nichts hat die Arbeiterklasse so sehr korrumpiert wie der Nationalismus mit seinen männlichen ›Tugenden‹ sowie der Imperialismus und Kolonialismus, an deren aus der ›Peripherie‹ extrahierten ›Früchten‹ sie auf Kosten ihrer dort lebenden Genoss*innen partizipieren durfte.

Die »tiefste kulturelle Revolution« des 20. Jahrhunderts, so Stuart Hall, besteht darin, dass die Marginalisierten den Kampf um Repräsentation aufgenommen haben: »Sie kämpften darum, nicht einfach durch das Regime eines anderen, imperialisierenden Blickes platziert zu werden, sondern für sich selbst eine Form der Repräsentation zu fordern.« (*Ausgewählte Schriften* 2, 59) Es ist, als hätte sich die vorliegende Darstellung diese Einsicht zum Motto gemacht. Sie nimmt ernst, dass »die Geschichte des Internationalismus nicht von jener des Antikolonialismus und der Dekolonisierung zu trennen ist« (49). So kommt z.B. die haitianische Revolution von 1804 als »das erste internationalistische Ereignis in der Geschichte der Moderne« in den Blick (47). Frantz Fanons Analysen werden vor allem dafür gewürdigt, dass er nicht nur die von den Kolonialmächten betriebene ökonomische Ausbeutung aufs Korn nimmt, sondern auch die Frage, »inwiefern die Unterdrückten zu ihrer Selbst-Repräsentation im Befreiungskampf fähig sind«, mit der u.a. von Gramsci thematisierten Schwierigkeit verbindet, »dass die politischen Parteien […] die ländlichen Massen nicht repräsentieren« (53). Che Guevaras 1966 an die »Trikontinentale« gerichtete Botschaft, von Rudi Dutschke und Gaston Salvatore ins Deutsche mit dem berühmt gewordenen Titel »Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam« übersetzt, sei zum »Grundlagentext des neuen Antiimperialismus« geworden (54), auch wenn er verkürzend den Kampf gegen die USA ins Zentrum gerückt habe. Für die Proteste der 1960er Jahre sei der Internationalismus tragend gewesen, auch wenn sie zugleich den »Niedergang des proletarischen Internationalismus« markieren (57). Verbunden mit der »Abkehr von der Partei als Organisationsform«, fanden die Geschlechterverhältnisse und die »Suche nach neuen Lebensformen« mehr Aufmerksamkeit (60). Auch wenn Ulrike Meinhofs Rechtfertigung der palästinensischen Terroranschläge auf die israelische Olympiamannschaft 1972 in München die Feststellung eines in der Linken virulenten Antisemitismus bestätigt, wäre es doch falsch, Antiimperialismus und Antisemitismus in einen Topf zu werfen (63).

Die Identifikation der USA als »hegemoniale imperialistische Macht« habe nicht selten zu »Spaltungen […] innerhalb der Solidaritätsbewegungen« geführt (67), wie man jüngst an der Qualifizierung der Hamas als Widerstandsbewegung, die deren »anti-emanzipatorischen, patriarchalen, religiösen und proto-faschistischen Charakter« ignoriert (105), oder – etwas weiter zurückliegend – an Hugo Chávez' Einschätzung der iranischen Demokratiebewegung als das Ergebnis einer von außen gesteuerten Kampagne erkennen kann (104). Der Antiimperialismus, so zeigt sich, muss Kriterien linker Politik genügen. Emanzipation ist nicht teilbar. Wo der Hauptwiderspruch zwischen Imperialismus und unterdrückten Völkern alle anderen Widersprüche verdrängt, die sich auf Seiten der aus kolonialer Abhängigkeit sich herausarbeitenden Völker wiederum geltend machen können, wird der »antiimperialistische Internationalismus« (106) zum leeren Signifikanten.

Indem neben dem proletarischen Internationalismus der globalisierungskritische, der feministische, der Schwarze (etwa »Black Lives Matter«) oder der Klimainternationalismus in den Blick kommt, zeigt sich auch, dass die Bewegungen zusammenhängen: Der »Black Internationalism« hat seine Wurzeln in der Haitianischen Revolution; der antikoloniale Internationalismus hat in dem 1927 von Willi Münzenberg organisierten »Ersten Kongress gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus« (88f.) einen historischen Referenzpunkt. Zu Recht wird am Ende betont, dass es »nicht nur Scheitern« gibt (107). »Menschenrechte – keine Kompromisse« steht auf einem Aufkleber von Sea Watch, der Organisation, die Flüchtende vor dem Ertrinken im Mittelmeer rettet (108). Menschenrechte müssen erkämpft werden, heißt es in dem hinreißenden Lied, das den Namen »Internationale« trägt. Eine Leseempfehlung erübrigt sich. Ein Buch, in dem solche Zusammenhänge lebendig werden, spricht für sich selbst.

---

**Seeßlen, Georg,** *Elon Musk – Der dunkle Visionär. Geld, Frauen, Pop und Tech-Faschismus*, Bertz + Fischer, Berlin 2025 (352 S. kt., 22 €)

**Rezensiert von** Nathan Weis, Doktorand an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der ENS Paris-Saclay, Herausgeber (mit Peter Schadt) von: *Scheinsubjekt Digitalisierung. Politische Ökonomie der Arbeit 4.0. Reihe Arbeit – Organisation – Politik*, Beltz Juventa 2025.



»Wenn man verstehen will, wie unsere Welt derzeit beschaffen ist, sollte man verstehen, wer und was Elon Musk ist.« (344) – diesem Anspruch geht Georg Seeßlen in seinem biographischen Essay nach, in dem er sich vornimmt, den »dreifachen Elon Musk« (11) zu verstehen. Der erste ist der Charakter eines Menschen, der unbedingt herrschen will. Der zweite besteht in dem Repräsentanten einer Herrschaftsform, die u.a. als Tech-Oligarchie oder Tech-Faschismus bezeichnet wird. Die dritte Facette bezieht sich auf Musk in seiner öffentlichen Darstellung, wobei diese dabei »gelegentlich so dominant wirkt, dass sich der Schauspieler selbst mit ihr verwechselt« (ebd.). Leitfaden der Charakterstudie ist, »wie diese drei Erscheinungen eines Menschen der Herrschaft miteinander (und manchmal auch gegeneinander) wirken« (12). Seeßlen sieht Musk als eine zentrale Figur, die durch die Verknüpfung von Technologie, libertären Idealen, aggressiver Selbstdarstellung und einem autoritären Stil die Fundamente für eine neue Form der technokratischen, antidemokratischen Herrschaft legt. Dabei ist Elon Musk beileibe nicht der erste Tech-Milliardär, der mit einem rechten, antiliberalen Weltbild von sich reden macht; bloß ist Musk dabei »besonders theatralisch, besonders radikal und besonders clownesk« (111).

Die zentrale Erkenntnis des Buches ist, dass die Figur Elon Musk mehr ist als ein exzentrischer Unternehmer. Verf. sieht ihn als Schlüsselgestalt und Protagonisten einer fundamentalen, globalen Transformation des Kapitalismus hin zu einer autoritären, technokratischen Herrschaftsform, dem ›Tech-Faschismus‹.

In der Verfolgung des »große[n] Plan[s] – die Herrschaft einer rassistischen, sexistischen und klassistischen Tech-Elite«(15] interessiert sich Seeßlen für den »Mensch Musk« (27). Ausgehend von der Feststellung, dass Herrschende eben stets auch ihre eigenen Darsteller (13] sind, läuft